

# EIN VORLÄUFER VON WANG AN-SCHÏ<sup>1</sup>

VON STEFAN BALÁZS, BERLIN

Die Sung-Dynastie war von ihrer Gründung an mit Krankheitskeimen behaftet, die früher oder später hervorbrechen und unausbleiblich Siechtum und Tod herbeiführen mußten. Eine wirkliche Heilung wäre nur bei radikalen operativen Eingriffen möglich gewesen: der eigentliche Krankheitsherd im chinesischen Gesellschaftskörper konnte mit Pflasterchen und Salben nicht beseitigt werden. Die gelegentlichen Wunden ließen nun auch die tiefer liegende konstitutionelle Schwäche stärker hervortreten, und daher waren die besten Ärzte zwangsweise in die Lage versetzt, bis zu den Grundproblemen der chinesischen Gesellschaft sich vorzutasten. In der langen Reihe dieser „Ärzte“, der Reformer, ist Wang An-Schï, der radikalste unter ihnen, die bekannteste Gestalt. Aber er stand mit seinen Erkenntnissen nicht allein. Nur kamen die meisten seiner Vorläufer nicht über die literarische Diagnose hinaus, während es Wang An-Schï beschieden war, von Worten zu Taten zu schreiten, seine Theorien in die Praxis umzusetzen. Einer seiner unmittelbaren Vorläufer, sein Zeitgenosse und Landsmann zugleich, war Li Gou<sup>2a</sup>.

Der Begründer der Sung-Dynastie wollte für immer das Übel beseitigen, an dem die große Tang-Dynastie und die fünf kleinen Nachfolgestaaten zugrunde gingen, er wollte die übermächtigen militärischen Provinzsatrapen (dsië-du-schï<sup>4</sup>), die mit ihren Garnisonen (fandschen<sup>5</sup>) die Zentrale in Schach hielten und die Kaiser nach Belieben bekämpften oder stürzten, nicht wieder aufkommen lassen. Durch die Schwächung der Militärmacht in der Provinz und Aufstellung eines gewaltigen Söldnerheeres in der Residenz dachte er dem Herrscherhaus den Thron für Jahrhunderte gesichert zu haben. Doch gerade die Schwächung der Militärmacht sollte das Verderben der Dynastie werden. Dem Ansturm der Ki-dan<sup>6</sup> und Si Hia<sup>7</sup> konnte die militärisch untüchtige und moralisch minderwertige Söldnerarmee, geworben aus dem Lumpengesindel der Städte und den landlos gewordenen Opfern der Überschwemmungen, Mißernten und Hungerepidemien — unter ständig wechselndem Kommando hin und her versetzt — nicht standhalten. Dafür zerrüttete ihre Unterhaltung um so sicherer die Staatsfinanzen. Die Steuerschraube wurde bis zum äußersten angezogen, und doch stand China — infolge der durch die militärische Schwäche verursachten Tribute an die Barbaren — in der Mitte des 11. Jahrhunderts vor dem unmittelbaren Bankrott<sup>b</sup>. Eine Reform dieser Zustände war unabwendbar, doch gleichzeitig unmöglich, weil diejenigen, die zur Änderung der Verhältnisse berufen waren, selbst hätten reformiert werden müssen. Das verweichlichte, nur literarisch gebildete Beamtentum war „gleichgültig und vor allem darauf bedacht, die eigenen Taschen zu füllen. Der konfuzianische Pazifismus, der durch Bildungsdünkel ersetzen wollte, was ihm an Leistungsfähigkeit und Verantwortungsbewußtsein fehlte, hatte bereits den nationalen Willen gelähmt<sup>c</sup>.“ Nur wenige sahen die Notwendigkeit dieser letzteren Reform so klar wie Wang An-Schï. Aber auch er mußte scheitern, wie Prof. Franke es mit treffender Prägnanz ausdrückte, „weil das Gewicht der Überlieferung und das Interesse der Beteiligten an den bestehenden Zuständen viel zu stark waren, als daß sie sich in so kurzer Zeit hätten überwinden lassen“<sup>d</sup>.

Damit sind die Hauptpfeiler im Gedankensystem aller Reformatoren unter der Herrschaft des absolutistischen Beamtenstaates von Gia I<sup>9</sup> bis Kang Yu-We<sup>10</sup> gegeben: Hebung des Reichtums, Stärkung der Militärmacht, Auswahl (Bildung) des Beamtentums.

Diesen Fragen sind auch die beiden wichtigsten Werke von Li Gou gewidmet, der praktisch nie hervortrat, aber als Schriftsteller und Lehrer um so mehr seine Generation beeinflußte<sup>e</sup>.

<sup>a</sup> Das Verdienst, diesen ideologischen Vorbereiter der Reformen des 11. Jahrhunderts der Vergessenheit entrissen zu haben, gebührt *Hu Schï*: *Gi Li Gou di hüo-schuo* in *Hu Schï wen-tsun erl-dsi* I, 43—73.

<sup>b</sup> Vgl. Liang Ki-Tschau, *Wang Ging-gung dschuan* S. p. 15 ff.

<sup>c</sup> Franke, *Der Bericht Wang Ngan-Schï's von 1058 über Reform des Beamtentums*. Sitz.-Ber. d. Preuß. Akad. d. Wiss. 1932, S. 265.

<sup>d</sup> Ebenda, S. 266.

<sup>e</sup> Li Gou (Tai-bo<sup>11</sup>), 1009—1059, stammte aus Nan-tscheng-hiën<sup>12</sup> im Südosten der heutigen Provinz Kiangsi. Sein Leben verlief in aller Stille zwischen Büchern und Schülern. Mit 22 Jahren schreibt er sein erstes Buch. 1036

Die chinesische Tradition des rückwärtsgewandten Utopismus bedingte immer wieder eine Verkleidung der eigenen Gedanken in „historisches“ Gewand. Es ist also keinesfalls ein Zufall, wenn das erste Werk (geschrieben im Jahre 1039) den vielsagenden Titel trägt: „30 Pläne zur Bereicherung des Landes, zur Stärkung der Militärmacht und zur Zufriedenstellung des Volkes“ (Fu-guo kiang-bing an-min san-schī tsé<sup>20</sup>), und wenn das zweite (geschrieben 1043) an das Dschou-li anknüpft, um zeitpolitische Fragen zu behandeln: „Das Dschou-li führt zum allgemeinen Wohlstand“ (Dschou-li dschī tai-ping lun<sup>21</sup>). Wie sehr diese Titel für die ganze Gedankenrichtung symbolisch sind, möge das Urteil des Kaiserlichen Katalogs über den Kommentar Wang An-Schīs zum Dschou-li beweisen:

„Daß das Dschou-li auf spätere Zeiten nicht anwendbar ist, wußte nicht nur jedermann, auch Wang An-Schī war sich dessen immer bewußt. Wang An-Schīs Absicht war eigentlich, der damaligen Schwäche der Sung mit Reichtum und Macht abzuweichen. Da er aber befürchtete, daß die Lehre von Reichtum und Macht (fu kiang dschī schuo<sup>22</sup>) sicherlich von den konfuzianischen Gelehrten bekämpft werden würde, fügte er sie der Erklärung der Klassiker bei, um den Mund der Konfuzianer zu stopfen. In Wirklichkeit glaubte er nicht aufrichtig an die Durchführbarkeit des Dschou-li.“

Der Grundgedanke Li Gous kommt in den einleitenden Sätzen des Fu-guo tsê zum Ausdruck:

„Wenn ich die Erörterungen der konfuzianischen Gelehrten betrachte, so kann ich wohl behaupten, daß nur wenige unter ihnen nicht die Rechtschaffenheit preisen und den Nutzen schmähen, und daß kein Wort aus ihrem Munde kommt, das nicht mit Moral und Zivilisation zu tun hätte. Allein, von den acht Regierungsmethoden der „Großen Regel“ (Hung-fan<sup>24</sup>) heißt die erste: Nahrung und die zweite: Wertgegenstände<sup>b</sup>, und Kung Dsi sagte: 'Für genügende Nahrung, für genügende Wehrmacht und für das Vertrauen des Volkes sorgen.' (Lun Yü XII, 7.) Also beruht der Kern der Staatsregierung notwendigerweise in den Finanzen. . . . Deshalb stellen stets weise Fürsten und erfahrene Staatsmänner die Bereicherung ihres Landes an erste Stelle.“

Das Land bereichern heißt aber nicht, übermäßige Steuern zu erheben, vielmehr: „die Grundlage (das Bauerntum) stärken, den Verbrauch einschränken, so daß es unten keinen gibt, der nicht genug hätte, und oben ein Überfluß vorhanden ist.“

Im zweiten Kapitel seines Werkes beschäftigt sich Li Gou mit der notwendigen Bodenreform. Indem er sich ausdrücklich auf das „System der Ausnutzung des Landes bis zum äußersten“ des Li Kui<sup>d</sup> beruft, führt er die mangelnde Produktivität der Landwirtschaft auf die ungerechte Bodenverteilung zurück: auf der einen Seite riesiger Großgrundbesitz ohne Arbeitskräfte, auf der anderen Bauern ohne Land. „Die Schlangen unter den Armen treiben das niedere Gewerbe oder werden überzählige Esser (über diese Ausdrücke s. weiter unten). Die dazu unfähig sind, gehen auf die Güter anderer Leute als unbeständiges Gesinde<sup>e</sup>.“ Viel Land, wenig Arbeiter, schlechte Arbeit sind das Ergebnis. Der Arme möchte schon das unbeackerte Land fruchtbar machen, aber es gehört ihm nicht. Abhilfe: das fahrende Volk

---

fährt er zum erstenmal in die Hauptstadt. Im nächsten Jahr besucht er den berühmtesten Staatsmann und Gelehrten der Zeit: Fan Dschung-Yen<sup>13</sup>, mit dem ihn von nun an eine enge Freundschaft verbindet. (Fan Dschung-Yen, der allgemein als Konservativer gilt, wird von Liang Ki-Tschau, op. cit. p. 39, als ein unfertiger Wang An-Schī bezeichnet!) 1041 fährt er wieder in die Hauptstadt, um die Staatsprüfung zu machen. Er besteht sie aber nicht (33 Jahre alt) und fährt wieder nach Hause, wo er die Leitung der Kreisschule übernimmt. Von Yü Dsing<sup>14</sup> und Fan Dschung-Yen wird er wiederholt bei Hofe empfohlen. Aus den Empfehlungsschreiben geht hervor, daß Li Gou um diese Zeit (1050) bereits als einer der größten und außergewöhnlichsten Gelehrten (fe-tschang ju<sup>15</sup>) im Reich galt. Erst zum Assistenten, dann (1058) zum Professor an der Landeshochschule ernannt, stirbt er im 50. Lebensjahr. Vgl. Sung-schī k. 432 (ju-lin dschuan)<sup>16</sup> und die nach Jahren geordnete Biographie, Niën-pu<sup>17</sup>, die seinen Werken vorangestellt ist: Dschī-Giang Li siën-scheng wen-dsi<sup>18</sup> in 41 k. im Si-bu tsung-kan. (Alter Titel: Hü-giang dsi<sup>19</sup>, s. Kais. Kat. k. 153.)

<sup>a</sup> Si-ku k. 19 (Dschou-guan sin-i)<sup>23</sup>. S. auch Franke, a. a. O. p. 273: „Der Kampf gegen das Literatentum am Hofe wäre durch ein Aufgeben der gemeinsamen Bildungs- und Weltanschauungsgrundlage von vornherein aussichtslos gemacht worden.“ — Es ist bezeichnend, daß Li Gou in einem Brief an Fan Dschung-Yen die Aktualität der Reformen von Guan Dschung und Schang Yang betont und ganz bewußt die beiden Begriffe fu-guo und kiang-bing herausstellt (Werke k. 27, 28b).

<sup>b</sup> Schī Huo<sup>25</sup>: später der Titel der Wirtschaftsmonographien in den Annalen.

<sup>c</sup> Werke k. 16, 1.

<sup>d</sup> S. Franke, Staatssozialistische Versuche usw. Sitz.-Ber. d. Preuß. Akad. d. Wiss. 1931, S. 227.

<sup>e</sup> Werke k. 16, 4b.

der Landarbeiter und Gewerbetreibenden auf die Heimatscholle zurückzuführen und den Grundbesitz beschränken. Sein Argument verdient wörtlich zitiert zu werden:

„Wenn das fahrende Volk nach Hause gekehrt ist und das Raffan von Großgrundbesitz aufhört, wird der Bodenpreis bestimmt billig. Ist der Bodenpreis billig, kann man leicht Felder erwerben. Können Felder leicht erworben werden und gibt es keinen Weg für das niedere Gewerbe und keine Möglichkeit für überzählige Esser, dann wird man sich mit ganzem Herzen dem Ackerbau widmen. Widmet man sich mit ganzem Herzen dem Ackerbau, dann kann der Boden bis zum äußersten ausgenutzt werden.“<sup>a</sup>

An erster Stelle steht also die Produktivität und erst an zweiter die gleichmäßige Verteilung des Bodens.

Li Gou behauptet auch, daß genügend Edelmetalle und Seide vorhanden wären, wenn der Verbrauch nicht so maßlos wäre (3. Kapitel). Dann folgt ein Abschnitt, den ich am liebsten Wort für Wort zitieren möchte, weil er unter dem Motto: Gegen die Differenzierung der Gesellschaft, zurück zur Naturalwirtschaft! ein überaus lebendiges Gemälde der damaligen sozialen Zustände vermittelt. Li Gou erklärt zunächst die beiden obigen Ausdrücke: das „niedere Gewerbe“ ist Handwerk und Handel, die „überzähligen Esser“ sind Leute außerhalb der traditionellen Klassen. Früher wurden schlichte Naturprodukte bearbeitet und in den Handel gebracht.

„Heute haben Zügellosigkeit und Verschwendung kein Maß unter dem Volk. Die Menschen blenden sich gegenseitig mit Kuriositäten, sie prahlen voreinander mit modischen Neuheiten. Die Arbeiter halten die Verwendung von Naturprodukten für erniedrigend und wetteifern in der Herstellung von kunstreichen Vorrichtungen. Die Händler verschmähen die Verwendung von Naturerzeugnissen als etwas Gewöhnliches und wetteifern im Austausch von fremdartigen Kostbarkeiten. Manchmal wird in einem Tag die mühevollen Arbeit von Monaten verdorben, manchmal fällt der Artikel, der von zehntausend Meilen weit hergekommen war, zu Boden und ist vernichtet. Die Erzeugnisse sind nutzlos, der Gewinn aber unermeßlich. Das Volk bevorzugt diese Beschäftigung, und daher wächst die Zahl der Arbeiter und Händler von Tag zu Tag mehr.“<sup>b</sup>

Und wer sind die überzähligen Esser? Die reichen buddhistischen und taoistischen Mönche, die ohne Arbeit die fettesten Güter, die schönsten Häuser und besten Bissen haben. Die Amtsdienere, Schreiber und Schergen aller Art, die in den Ämtern herumlungern, unersättlich wie diebische Hunde und gefräßige Raupen sind und das Volk bis aufs Blut aussaugen. Die Kurpfuscher, Quacksalber, Wahrsager, Magiker, die den Leuten mit allerhand Machinationen das Geld aus der Tasche locken. Die Musiker, Schauspieler, Tänzerinnen und Singmädchen, die von anderen ausgehalten werden. Man müsse „zur natürlichen Einfachheit zurückkehren und die eitle Kunstfertigkeit verbieten“. Durch Verbot des Klosterbaues und der Priesterweihe würden die schwarzen und gelben Kutten vertrieben. Eine sorgfältige Auswahl der Beamten würde die Möglichkeit zur Korruption nehmen. Li Gou fordert schließlich eine strenge Prüfung und beschränkte Zulassung zum Ärzteberuf und radikales Verbot aller Zauberei, Wahrsagerei, jeglicher Feste mit Musik und Schauspielaufführungen.

Das nächste Kapitel ist speziell dem Mönchtum gewidmet. Man müsse gegen die Buddhisten und Taoisten behutsam ans Werk gehen (s. oben), weil drakonische Maßnahmen eine zu große Beunruhigung im Volk hervorrufen könnten. Li Gou faßt dann in je zehn Paragraphen die Nachteile und Vorteile, die dem Staat aus dem weiteren Bestehen bzw. der Abschaffung des Mönchtums entstehen.<sup>c</sup>

Der Bauer leidet immer Schaden, und immer profitiert der Kaufmann, ob nun die Getreidepreise billig oder teuer sind. Der Spekulant nutzt die Getreideknappheit während der

<sup>a</sup> Ebenda 5a.

<sup>b</sup> Ebenda 7b.

<sup>c</sup> Ebenda 9b—11b. Nachteile: 1. Die Mönche werden von den Bauern genährt und gekleidet, ohne selber zu arbeiten; 2. sind ledig und treiben Unzucht; 3. entziehen sich der Fronarbeit; 4. die Laien geben ihr Geld für sie aus; 5. keiner unterstützt seine Angehörigen; 6. die Felder und Berge sind von ihnen besetzt; 7. zum Bau der Klöster rauben sie die Zeit des Bauern und 8. treiben die Preise der Baustoffe in die Höhe, während das Volk keine Hütten hat; 9. ihr Luxus bringt Handwerk und Handel zur Blüte; 10. die Faulen und Spitzbuben finden bei ihnen Zuflucht. Die Vorteile bestehen in der Aufhebung der jeweiligen Punkte.

Aussaat aus und verkauft an den Bauern zu Wucherpreisen, während nach der Ernte der Bauer zu billigen Preisen sein Korn verkaufen muß.

„Der Bauer liebt das Getreide mehr als das Leben. Wenn er nicht weiter kann und es verkauft, so hat das seine Gründe. Kleinere Gründe sind Anschaffung von Kleidung und Gerät, größere sind Heirat und Trauer, für den Staat muß er seinen Steuerverpflichtungen nachkommen, an den Privatmann muß er seine Darlehensschulden zurückzahlen<sup>a</sup>.“

Kaum wird der erste Halm reif, trägt er sein Korn täglich zum Markt. Das Angebot ist groß, die Preise billig. Nach kurzer Zeit sind die geringen Vorräte aufgebraucht. Im Frühling, wenn er dann kein Saatgut und keine Nahrung hat, läuft der Bauer wieder zum Kaufmann, aber diesmal, um für teures Geld zu kaufen. Dagegen gibt es nun ein altbewährtes Mittel: staatliche Getreidepreisregulierung vermitteltst der Nivellierungsspeicher<sup>b</sup>. Warum funktioniert dieses System heute nicht? 1. Das aufgekaufte Getreide genügt nicht. Wenn die Speicher leer sind, diktieren wieder die Kaufleute die Preise. 2. Die Entfernungen zu den Speichern in der Präfektur sind zu groß. Für den Bauern im abgelegenen Dorf sind entweder die Transportkosten untragbar, oder die weite Reise lohnt sich gar nicht für ihn. 3. Die Verwaltungsangestellten sind korrupt, sie verdienen an der ursprünglich karitativen Einrichtung. (6. Kapitel.)

Für Zeiten der Mißernte gibt es die öffentlichen Speicher (i-tsang<sup>26</sup>). Aber die alte Methode der gestaffelten Beiträge taugt nichts, denn die Reichen, die die größte Getreidemenge abliefern, haben in schlechten Zeiten meistens noch eigene Vorräte. Das käme letzten Endes einer ungerechten Steuer gleich. Merkwürdig ist nun der Vorschlag von Li Gou: die Beiträge der Reichen werden gebucht, und wenn sie nach einigen Jahren eine gewisse Höhe erreicht haben, bekommen die Spender einen Titel. Er fügt hinzu, daß dieses System mit dem üblichen Ämterkauf nicht zu vergleichen sei. (7. Kapitel.)

Die Geldtheorie von Li Gou ist die übliche. Gegen Geldknappheit und Falschmünzerei empfiehlt er Einziehung der schlechten Münzen gegen Vergütung und Einschmelzung der Kupferstatuen bzw. Verbot des Kupferverbrauchs für gewerbliche Zwecke. Auch fordert er Überwachung der Geldausfuhr durch die Barbaren. (8. Kapitel.)

Die beiden letzten Kapitel stehen im Widerspruch zu den obigen handelsfeindlichen Anschauungen: Li Gou ist gegen die staatliche Regie des Salz- und Teemonopols und tritt für den Lizenzhandel ein, weil die sicheren Lizenzgebühren für den Staat einträglicher seien als die eigene Bewirtschaftung, da die unvermeidliche Korruption letzten Endes dem Privatkapital zugute komme<sup>c</sup>.

Der zweite große Abschnitt über die Stärkung der Wehrmacht, Kiang-bing tsê, umfaßt ebenfalls zehn Kapitel, in denen Li Gou unter häufiger Verwendung historischer Beispiele folgende Grundsätze aufstellt, wobei die Kehrseite dieser Grundsätze (die von der Beschlagenheit Li Gous in militärpolitischen Fragen zeugen) die tatsächlichen Zustände darstellt.

1. Allgemeine Politik geht vor Militärpolitik. „Ist das Militär nicht stark, kann der Heilige nicht den einfachen Mann regieren<sup>d</sup>.“ Die Konfuzianer sagen: nur Güte und Gerechtigkeit. Die Generale sagen: nur List und Kraft. Beide Anschauungen sind einseitig. Denn einem Land, wo ein gütiges und gerechtes Regime herrscht, ist kein Feind gewachsen. Umgekehrt nützen einem Staat mit ungesetzlichen Steuern, wo das Volk arm und bedrückt ist, die besten Feldherren nichts. 2. Keine Eroberungskriege, Grenzschutz durch militärische Ackerbaukolonien. Das Reich wird einem Körper verglichen: das Herz sind die Chinesen, die Barbaren die Extremitäten. Müht man sein Herz ab, um die Gliedmaßen zu behandeln, so ist das Innere verloren, bevor Hände und Füße geheilt sind. Die Barbaren sind und bleiben unzivilisierte Wilde. Darum ist die beste Strategie: Militärkolonien (tun-tiën<sup>27</sup>), die genügend Getreide an der Grenze haben. Die Soldaten sind gut ernährt und ständig in Übung. Kommt der Feind, dann schlagen sie ihn kräftig zurück. Verflüchtigt er sich, so verfolgen sie ihn nicht. Warum haben wir keine genügenden Militärkolonien? Zu wenig Ackerland, keine Soldaten,

<sup>a</sup> Ebenda 12a.

<sup>b</sup> Siehe Franke, Staatssoz. Versuche, p. 220 ff. und Balázs, Beiträge zur Wirtschaftsgesch. d. Tang-Zeit p. 158 ff.

<sup>c</sup> Das Dschou-li dschi tai-ping lun (in 50 Abschnitten) enthält im wesentlichen dieselben Gedanken. Die prägnantesten Formulierungen daraus findet man bei Hu Schi zitiert, a. a. O. p. 50 ff.

<sup>d</sup> Werke k. 17, 1a.

die das Pflügen verstehen. Man sollte die Zivilbevölkerung an der Grenze auf staatliche Kosten ins Innere des Landes übersiedeln und für die Militärkolonien die überschüssigen Arbeiter der Städte, Verbannte und Freiwillige anwerben, sie im Ackerbau unterweisen, mit Geräten versehen, usw. 3. Zur Unterhaltung der regulären Truppen ebenfalls Ackerbaukolonien. Im Innern Dorf- miliz. Der Staat hat vom Grundbesitz in der öffentlichen Hand wenig Nutzen, er wird meistens an die Großgrundbesitzer verpachtet. Man sollte statt dessen die Felder unter der Leitung von sachverständigen Aufsehern mit angeworbenen Landarbeitern selbst bewirtschaften. — Gegen Räuber und Banditen im Innern brauche man eine militärisch ausgebildete Dorf- miliz (Bürgerwehr). Die Zivil- beamten verstehen vom Waffenhandwerk nicht das mindeste. Ihre militärische Ausbildung bedinge die Tüchtigkeit von Offizieren und Mannschaften in der Miliz. 4. Nicht die Rasse ist das Ent- scheidende, sondern die militärische Ausbildung. Man behauptet allgemein, nur im kalten Norden gäbe es kräftige, harte und zähe Soldaten. Im Süden seien die Menschen schwach, weichlich und unentschieden. Das trifft nur mit der Einschränkung zu, daß die Erziehung wichtiger als der Natureinfluß ist. Bei guter Ausbildung in Strategie und Reitkampf könne man die Soldaten aus dem Innern des Reiches überall verwenden. 5. Gute Waffen sind nötig. Die Provinzen liefern schlechte, ungeprüfte Waffen. Es sei eine staatliche Waffenfabrikation unter der Aufsicht von Spezialbeamten, mit gut ausgewählter und vorzüglich beköstigter Arbeiterschaft, unter der Verwendung des teuersten und besten Materials vonnöten. 6. Selbständige Generale ohne Hineinreden der Zentrale siegen stets. 7. Generale nicht ständig wechseln. Zum Sieg gehört die innige Verbundenheit zwischen Führung und Mannschaft. Es geht nicht an, jemand wegen einer Niederlage zu bestrafen. Es komme auf seine Fähigkeiten an. Manchmal ist ein geschlagener General, der die Scharte auswetzen will, der un- auffaltbarste Sieger. 8. Keine übermäßige Belohnung für Siege. Für Generale, die mit allen Ehren, Titeln und Gütern überhäuft sind, die ihre ganze Sippschaft versorgt haben, können Siege nichts mehr bedeuten. 9. Jeden an seinem Platz verwenden. Das Geheimnis der Kriegsführung ist, alle Fähigkeiten und Eigenschaften auszunutzen. Heute fördert man nicht die Fähigkeiten, sondern rügt die Fehler. Man solle die Menschen nicht durch dauerndes Nörgeln verärgern. 10. Es genügt nicht, Strategie zu studieren, man muß ein geborener Stratege sein. Es komme nicht so sehr auf die theoretische Gelehrsamkeit als auf das strategisch-taktische Genie an.

Die letzten zehn Pläne — An-min tsê — enthalten weniger originelle Gedanken, sind aber in ihrem Kern, Problem des Beamtentums, durchaus an die Seite von Wang An-Schis großem Bericht von 1058 zu stellen. Es sind dieselben Gesichtspunkte: die Beamten werden nicht richtig erzogen; anstatt tatkräftige Charaktere zu bilden, wird eine leblose, nutzlose Bücherweisheit angehäuft. Die Lehrer beschäftigen sich mit Wortklauberei statt mit mora- lischer Erziehung. In der realen Welt, wo sie sich nicht auf ihre Klassiker und ihren Pinsel verlassen können, versagen die Literaten vollständig<sup>a</sup>. Das Prüfungssystem ist wertlos. Es beruht auf der Prüfung von Worten, während man Taten braucht. Der rein literarisch aus- gebildete Beamte wird trotzdem auf seine Mitmenschen losgelassen. Die Spezialkenntnisse kann er erst in der Beamtenpraxis erwerben. Da er aber erst an dem Tage mit seinem Ver- waltungsstudium beginnt, wo er schon ernannt ist, kann nichts Ersprießliches dabei heraus- kommen. Man müßte Erziehungsanstalten gründen, wo Fähigkeiten und Charakter der Kan- didaten ständig überwacht und überprüft werden<sup>b</sup>.

Li Gou wurde nicht müde, die konfuzianischen Gelehrten seiner Zeit zu geißeln, obwohl er selbst überzeugter Konfuzianer war. Schon mit 22 Jahren ruft er aus: „Die Worte von Kung Dsi füllen das ganze Reich, der Weg von Kung Dsi ist noch nicht beschritten. . . Man nährt sich vom Toten, man nährt sich nicht vom Lebendigen. Man befolgt seine Worte, seinen Weg befolgt man nicht. Darum werden diejenigen, die seine Worte erlangen, reich und geschätzt und diejenigen, die seinen Weg erlangen, Hungerleider. Wie traurig!“<sup>c</sup> Und später wird er vielleicht noch schärfer, wenn er an einer Stelle treffend schildert, wie die Schriftgelehrten mit ihrem ewigen Altertum der Gegenwart schaden:

„Haben die Konfuzianer einen Einfluß auf Ordnung und Wirren? Ja. Herrscht Ordnung, wenn sie angestellt sind, und Chaos, wenn sie nicht angestellt sind? Nein. Es gab Zeiten, wo Konfuzianer tätig waren, und es herrschte Ordnung. Es gab aber auch Zeiten, wo Konfuzianer tätig waren, und es herrschte

<sup>a</sup> Ebenda k. 18, 3a—4b.

<sup>b</sup> Ebenda 4b—6b.

<sup>c</sup> Ebenda k. 20, 6a (Schlußwort zum Tsiën-schu<sup>28</sup>).

Chaos. Sind die Konfuzianer die richtigen Männer, dann bedeuten sie Glück. Sind sie nicht die richtigen Männer, dann werden sie zu Banditen. Wenn der Grundstoff von minderwertigen Leuten mit der äußeren Form von heiligen Weisen geschmückt wird, so ist das genau so, wie wenn der Tiger Flügel bekommt und die Menschen in der Stadt mit seinen Krallen ergreift.

Denn es gibt viel Geschichten aus dem Altertum. Manchmal sind sie (der Gegenwart) gleich, manchmal verschieden. Alle haben ihr Für und Wider. Werden sie von den minderwertigen Leuten angewandt, dann sprechen sie von der einen Seite und verschweigen die andre, um den Kaiser zu täuschen und ihre privaten Vorteile zu sichern.... (Folgen Beispiele dafür, wie man in der Geschichte eine beliebige Rechtfertigung für jedes Handeln finden kann.) Ach! Wenn die Tätigkeit der Konfuzianer so weit kommt, dann hatte die Verbrennung von Tsin<sup>29</sup> ihre Berechtigung<sup>a</sup>!

Sein Antibuddhismus, dessen volkswirtschaftlichen Aspekt wir oben gesehen haben, hat auch eine nicht minder wichtige philosophische Seite. Li Gou, der von Hu Schī als einer der Begründer der Sung-Philosophie gefeiert wird<sup>b</sup>, hat vielleicht am klarsten von allen Chinesen erkannt, daß der Konfuzianismus dem religiös-metaphysischen Bedürfnis nicht gerecht wird. Deshalb will er an Stelle des herrschenden Buddhismus eine Neuauflage der alles umfassenden konfuzianischen Lebensregelung (Sitte: Li<sup>31</sup>) stellen.

„Die Konfuzianer schimpfen auf den Buddhismus, weil er die Welt umgarnt, aber warum das so ist, erklären sie nicht. Die Buddhisten verstehen es recht gut, mit ihrer Lehre wichtig zu tun, und obwohl innerlich nicht wahr, ist sie äußerlich stark. In Jugend und Alter, in kleinen und erhabenen Dingen vergeht kein Tag ohne Buddha. Daran glaubt das Volk, damit werden die Angelegenheiten angefangen. Nicht so die Konfuzianer. Die es noch nicht geschafft haben, benutzen den Konfuzianismus, um nach oben zu streben. Haben sie es geschafft, dann sagen sie: Politik und Literatur seien verschiedene Dinge, mühen sich ab, um nur ja ein Amt zu ergattern, und blicken auf ihre Vergangenheit wie auf eine abgeworfene Haut zurück. Wenn sie dann vom Bösen bedrängt sind, mit Verbrechen und Krankheit Mitleid haben, den Gang des Lebens fragen möchten, wissen sie nicht, daß unser Konfuzianismus selber die Lösung besitzt, sondern wenden sich an den Buddhismus und suchen sie dort!

Ich reiste so manchen Tag südlich von Kiang und Huai, so manche Gegend hat dort Schulen. Besuchte ich den Ort und fragte: Sind die Räume in gutem Stand? bekam ich manchmal zur Antwort: Sie dienen als Behausung des entlassenen Beamten. Sind die Vorräte vollständig? Antwort: Sie füllen die Küche des Präfekturamts. Ist der Präfekt da? Antwort: Meditiert in dem und dem Hof, hört Vorträge in dem und dem Kloster.

Ach! der Buddhismus geht schon wirklich lange. Anfangs, als ich ihn kennenlernte, war ich im Zweifel. Als ich dann an seinen Worten Geschmack fand, sah ich, daß das Liebenswerte, was darin vorhanden, nicht über einige Sätze in unserem I Ging, Hi Tsi, Yüo Gi und Dschung Yung hinausgeht. Genügt einem das nicht, so findet man es in den Büchern von Lau Dsi und Dschuang Dschou. Wozu also die Kappen vom Kopf reißen und vor einem Barbaren kriechen?!

Im gleichen Jahre antwortet er einem Gelehrten, der diese Ausführungen mißverstanden hatte, in einem Brief:

„Ich bekämpfe den Buddhismus schon wirklich lange. Im Tsiën-schu, im Fu-guo tsê hat es jeder gelesen. Wie könnte ich da, nahe den Vierzig, in der Zeit, wo der Charakter immer fester wird, plötzlich meine Ansichten widerrufen? (Huang) Han-Gi<sup>33</sup> hat diese Notizen nur nicht ganz verstanden. Ich habe darin nur äußerste Vorwürfe den Konfuzianern gemacht, aber nicht den Buddhismus geehrt.“

Die früheren Konfuzianer hätten das Volk wirklich geführt, heißt es im Brief weiter, all seine Sinne in Anspruch genommen. So hätte das Volk keine Zeit gefunden, einer Ketzerei nachzulaufen. Später, als es von dem Konfuzianismus ohne Führung gelassen wurde, konnte es nichts mehr davon abhalten, sich dem Buddhismus zu ergeben.

Doch Li Gou will keine neue konfuzianische Metaphysik an Stelle der buddhistischen setzen. Im Gegensatz zu den führenden Köpfen der Sung-Schule, die den vorn hinausdisputierten Buddhismus beim Metaphysik-Hintertürlein der I Ging-Spekulation wieder hereinlassen, bekämpft er die mystisch-kabbalistische Auslegung des Buchs der Wand-

<sup>a</sup> Ebenda k. 21, 5b—6a (aus King-li min-yen<sup>30</sup>, geschrieben 1043).

<sup>b</sup> Hu Schī, a. a. O. p. 44.

<sup>c</sup> Werke k. 23, 6b—7a. „Notiz über die Einrichtung eines Landgutes für die Schule in Schau-wu-gün“<sup>32</sup> (Fukiën), geschrieben im Jahre 1047.

<sup>d</sup> Werke k. 28, 26a.

lungen<sup>a</sup>. Im Mittelpunkt seiner utilitaristischen Auffassung steht der Mensch, dessen Gefühle etwas durchaus Natürliches sind. Für Li Gou ist das Li kein moralischer Käfig, die menschliche Natur steht nicht im Widerspruch zur Sittenlehre, sondern diese ermöglicht erst eine freie Entfaltung der natürlichen Anlagen. Diese positivistische Weltanschauung des Konfuzianismus, die von der Tsing-Schule mit Dai Dschen<sup>34</sup> an der Spitze im 18. Jahrhundert herausgearbeitet und vertieft wurde, vervollständigt das Bild des Reformators und weist auf philosophisch-historische Zusammenhänge der späteren Entwicklung<sup>b</sup>.

## JO-BO 'BAN BYA-BA KON-PO'I MI GLEN-PA ŽIG JO-BO RIN- PO C'E MJAL-BA'I LO-RGYUS

### GESCHICHTE VOM BESUCH EINES EINFÄLTIGEN MANNES AUS KON-PO NAMENS HERR WEN BEIM „KOSTBAREN HERRN“

WILLY BARUCH, HOULGATE

Das heiligste Kultbild in Tibet, Ziel einer unermeßlichen Anbetung und Objekt eines ungeheueren Reichtums, ist die Statue des zwölfjährigen Gautama Siddhârtha, bekannt als *jo-bo rin-po c'e* „kostbarer Herr“, in der Kathedrale zu Lhasa. Der Überlieferung nach soll die chinesische Gattin des Königs *Sron-btsan-sgam-po*<sup>c</sup> (ca. 629—698), eine Tochter (oder Nichte?) des Kaisers *Tang Tai-Dsung* (627—650), die Statue nach Tibet geschafft und in dem Tempelkloster *Ra-mo-c'e* aufstellen lassen haben. Im zehnten Jahrhundert wurde das Bild dann in eine Cella des im Jahre 652 n. Chr. erbauten *Ra-sa sp'ul-snañ* „des wunderreichen Tempels von Ra-sa“<sup>d</sup> überführt. Seit dieser Zeit heißt der Kultbau *lha-sa'i jo-bo k'añ* „Haus des Herrn von Lhasa“ oder kurz *jo-k'añ* „Haus des Herrn“<sup>e</sup>. Mit *Jo-bo* pflegen die Tibeter gerne ihre Kirchenheiligen zu titulieren, Atiša, Tson-k'a-pa u. a. Hier aber ist der *Jo-bo* „der Herr“ schlechthin, der junge Siddhârtha und die Kathedrale von Lhasa „das Haus des Herrn“<sup>f</sup>. Fünf Li östlich vom Potala, liegt sie mitten im Zentrum der Stadt, umgeben von dem Parkhorling<sup>g</sup>, der Hauptverkehrs- und Bazarstraße von Lhasa, die ihr den Namen gegeben hat, den sie heute eigentlich führt, Kinkhording (*dkyil 'k'or ldiñ*<sup>h</sup>) „Zentralbau“. Im Laufe der Jahrhunderte ist sie mehrfach restauriert und vergrößert worden und ist nun Kathedrale, Museum, Mausoleum, Schatzkammer, Justizpalast und vieles andere mehr, ein riesiger Gebäudekomplex, von dem man von außen eigentlich nur noch die Dächer sieht. An großen Festtagen versammeln sich hier Tausende von Mönchen zu religiösen Disputen (*gsuñ c'os*) und wochenlanger, gemeinsamer Lektüre religiöser Texte<sup>i</sup>.

Geht man durch den nach Westen liegenden Torweg des Tempels, so kommt man in den äußeren Hof, um dessen Seiten die in dem folgenden Text erwähnten, auf Säulen ruhenden

<sup>a</sup> Hu Schi, a. a. O. p. 56 ff.

<sup>b</sup> Vgl. Werke k. 28, 20 b—22 a.

<sup>c</sup> Wen tšcheng gung dschu<sup>1</sup>, tibet. 'o-šiiñ *koñ-co*, gewöhnlich nur *koñ-co* genannt; daneben findet man noch Bezeichnungen wie *rgya-mo bz'a* „die chinesische Prinzessin“, *rgya-rje'i sras-mo* „die Tochter des chinesischen Kaisers“, *miš'o nañ-gi padma* „Lotus im See“; im lamaistischen Kult wird sie als *sgrol-ma dkar-mo* „weiße Tārā“ verehrt.

<sup>d</sup> *Ra-sa* ist der alte Name für Lhasa.

<sup>e</sup> Chines. *da dschau si*, im Gegensatz zu *Ramoc'e=siau dschau si*; cf. *Scheng-wu gi* V, 29.

<sup>f</sup> Statue und Tempelbau sind oft beschrieben worden; am ausführlichsten A. Grünwedel, Die Tempel von Lhasa, Gedicht des ersten Dalailama, für Pilger bestimmt. Sitzgsber. d. Heidelberger Ak. d. W. Stiftg. Hch. Manz, phil.-hist. Kl., Jhrg. 1919, 14. Abhdlg., Heidelberg 1919; s. a. Scheng-wu gi, Buch V. In der europäischen Literatur zuletzt von W. M. Montgomery McGovern, Als Kuli nach Lhasa, aus d. Engl. übers., Berlin o. J., S. 248 ff.

<sup>g</sup> *bar 'k'or-liñ* „innerer Kreis“.

<sup>h</sup> Nicht *liñg*, wie Rockhill, J. R. A. S., 1891, pg. 263, Anm. 1 schreibt.

<sup>i</sup> Besonders im 1. und 2. Monat des Jahres.